

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

97 (27.4.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Ein antisemitischer Ahasver

Wie werden manche fragen, das klingt einigermaßen paradox. Ahasver, das ist doch jener jüdische Schelm aus Jerusalem, der Christus auf dem Wege nach Golgatha von seiner Türe liess und der nach der Legende nun zur Strafe ruhelos bis zum jüngsten Tag wandern muss. Was hat sich bis zum heutigen Tage dieser Individuallfall als Symptom für das Schicksal des Gesamtjudentums bedeutet und zum Symbol erhoben.

Die Zeiten ändern sich, Meinungen variieren, verlieren an Wert und Interesse. Was um die Jahrhundertwende Tausende und Überausende von Menschen berührt und bis ins Innerste aufgewühlt hat — das ungerecht gefällte Urteil an dem jüdischen, ungeschuldeten Hauptmann Dreyfus — vermag heute wohl noch Empörung bei einzelnen auszulösen, aber das Erlebnis des Einzelnen wird erdrückt vom gemächlichen Schicksal der Millionen in unserer erlebnisreichen Zeit und verweht wie ein Blatt im herbstlichen Winde. Dreyfus' Geschick ist heute Geschichte, gefaltene Geschichte allerdings in ihrer Wirkkraft. Wie bald wird auch der hässliche Kampf der Gegenwart, die unterirdische, baskerfüllte Strömung bestimmter Schichten, besonders in Deutschland gegen die Juden wieder Geschichte sein? Dieser Satz, so alt wie die Geschichte selbst, bald lobende Fabel, bald tadelndes dabin-schwebendes Feuer ist unerschütterlich, unlosbar, von einer magischen Macht, die dichterischen Ausdruck fand eben in jenem Mythos von Ahasver, dem ewigen Juden.

Diesem tieftragischen und in seiner fast metaphysischen Gestalt nicht mit konkreten Mitteln erfassbaren Ahasver stellte ein französischer Dichter Armand Lunel in seinem hochinteressanten Buch: „Nicolo Peccati oder Weltgeschichte in Carpentras“ den Typ eines, man möchte sagen modernen Ahasver gegenüber. Dieser Nicolo Peccati, der, obwohl schon im dritten Glanzjahr seines Lebens an seine jüdischen Vorfahren und an ihr zu Grunde geht, ist wie der biblische Ahasver, zu unheilvoller Wanderung bestimmt. Dieser Augustin Nicolo Peccati ist eine besondere Art des Ahasver, d. h. ein Doppelspieler, ein Heuchler feinsten Prägung. Ist aber bei Moliere die Doppelspielerigkeit Ausdruck des vorwiegend lächerlichen, Komischen, so überwiegt bei Lunel zweifellos das Tragische, wenn er auch seinen Roman einen tragikomischen nennt. Erber könnte man ihn als launige, heutigen Tages vielleicht für manchen völkischen Rassensanftler ähnlich auftretende Groteske bezeichnen, obwohl die schwergründigen Schichten immer wieder die mild lächelnde, verjöhnliche Sonne des Humors überdecken.

Die Handlung, teils in Uebersetzungen, teils in Erzählungsform mitgeteilt, hat kurz zusammengefasst den Inhalt: Augustin Nicolo Peccati, bishöflicher Schneider in der kleinen südransischen Stadt Carpentras, Anführer der Antisemiten und der Dreyfus-Gegnerbewegung, Gatte einer gutatholischen, reizenden, jungen Frau, die ihn mit einem Chevalier betriegt, hält es heimlich bei Nacht in mummenscharakteriger Verkleidung mit seinem jüdischen Schulfreund und Nachbarn, dem Tuchhändler Abranet. Unmühsal vertritt Augustin dieses Doppelleben in immer mehr Widersprüche und schwerwiegende Konflikte, die ihren Höhepunkt in dem Augenblick erreichen, als er Abbrüche von seiner jüdischen Weltanschauung erklärt und dieser bis ins letzte Detail auf die Spur kommt. Sehr reichhaltig ist die allerdings nicht der Grobpaten, ein abgefeimter Streich und herumziehender Charlatan, die Großmutter eine ausdauernde Bagambudin, der Juden zu schlecht, aber bigotten Seelenjüngern gerade recht. So ging die feierliche Taufe vor sich und der fürchterliche Brandfluch der jantischen jüdischen Glaubensgenossen, erfüllt sich erst an dem Enkel, der halb im Wahnsinn über den Doppelleben seines Lebens zum Gott seiner Ahnen heimfindet. Wundervoll und bis ins Letzte überzeugend, von eindringlicher Gewalt ist diese Gestalt durchgeföhrt. Hier feiert das Tragische, Unbewusste, Unberechenbare am Judenproblem wieder wie schon so oft seine dichterische Offenbarung. Und das ist das Wesentliche an diesem Buch des aufstrebenden französischen Dichters, daß es über alle Zeitgebundenheit hinweg, nach den letzten Tiefen des Geistes forschend und hineinleuchtet in menschlich-allgemeines. Daß es dazumill, wie wahrhaftig alle die gefährlichen Verwickelungen der Welt von der Reinheit, dem Wert oder Unwert einer oder aller Rassen sind, wie Irrenverbrünn und unblutige Tötung, dann es ist überaus interessant, wie sich gerade in diesem Judenstimmungs der abgrundtiefe Haß gegen die Juden zu wachrem Sokratismus verdichtete und führte zur Psychoanalyse mancher heutigen Rassensanftler mit ungewisser Herkunft mancher Antisemitische Jagen. Zuwerberst stehe uns jedoch das Bewußtsein des Men-

schentums, das verjöhnend und lächelnd über alle Unstimmigkeit und Verschiedenheit hinweg mit gültiger Liebe Brüden bauen sollte von Mensch zu Mensch, uns allen ein Bruder!

Zahl der Rundfunkteilnehmer in Deutschland. Am 1. April 1931 sind in Deutschland 3 731 681 Rundfunkteilnehmer gezählt worden.

Das Freibillet

Von Charles Torquet.

Es ist die Stunde des größten Andrangs. Das Postbüro ist voll von Menschen. In seiner schweren und faden Atmosphäre hätte die Nase eines Analytikers alle nur denkbaren Gerüche feststellen können, nur nicht den nach Seife. Die Stempel klammern mit lauten Schlägen ihre unleserlichen Adressen, und hinter seiner Scheibe am Schalter für Einschreibebriefungen hat der Beamte Sulzian heute mit einem besonders mürrischen Gesicht.

Madu, seine junge Gattin, hat ihm wieder einmal eine Gardinenprobe gehalten. Die hübsche Brünette ist Stenotypistin bei einem Marktstellen-Kommissionär und blickt, wie man es so häufig beobachtet, einer Gehirnanalyse, die über ihre Verhältnisse geht. Sie möchte wie eine Prinzessin gehalten, was sie verdient, verwehrt sie in Putz und andern Requiriten für ihre Schönheit und verbraucht für den gleichen Zweck auch noch den meilassen größten Teil des Gehalts ihres Mannes, dem sie in den Wahlzeiten darum nur billige und nicht mehr ganz frische Kabrunsmittel vorzusetzen imstande ist, welche sie schnell im Vorübergehen bei einem Italiener einkauft.

Heute morgen hatte sie zwischen Brotkrumen mit Kunstbutter — besser und gesünder als die echte — und einer Tasse Malastoffe mit landesüblicher Magermilch verdrießlich behauptet, daß ganz Paris schon „Oh! la! la!“, die berühmte uramerikanische und so überaus aufregende Operette, gesehen hatte; nur sie, Madu, war bisher gezwungen gewesen, diesen harmonienreichen Herrlichkeiten fernzubleiben.

Und Madu forderte den unglücklichen Sulzian energisch auf, sie noch in dieser Woche ins Theater Casablanca zu führen, sonst — würde sie eben ihr Leben ohne Rücksicht auf ihn nach ihrer Weise weiterleben.

Sulzian ärgert sich mühsam. Immer wieder sagt er sich: „Nun gut! Was ist doch! Eine Kasse weniger! Ich bin dieses ewige Glanzrei, diese ständige Unterwürigkeit! Ist! Wenn sie mich nicht mehr hat, wird sie erst einsehen, was ich ihr gewesen bin.“

Aber bei dem Gedanken, Madu würde dann Gelegenheiten haben, Vergleiche zu ziehen, überkommen ihn auf seinem Sitz, der zur Schonung des Hofenbodens mit einem Stiel Blüch besogen ist, frampartische Zustände. Die Leute vor dem Schalter merken ihm seine Gereiztheit an. Er behandelt sie mit tiefer Verachtung, hört nicht hin, was sie ihm zu sagen haben, läßt die Namen wiederholen und buchstabiieren.

Die Karten vor dem Schalter werden ungeduldig und erheben Protest. Sulzian kann das garnicht leiden.

„Wenn Sie da hinten Gile haben, so rüden Sie doch vor. So was!“

Unschlüssig zieht er seine Schreiberei in die Länge, abdirt alles, was er zu addieren findet, auch die Äpfeln über die mensliche Dummheit, bricht sich einen Fingerringel ab, lacht nach seinem Taschenrechner und repariert den Schaden. Er hat einen fahlen Schnurrbart, eine Nase wie eine Wäpkel, ein zurückstehendes Kinn, dicke Lippen und harte Wangen, einen verbogenen Zwider mit wackelnden Gläsern vor herortretenden farblosen Augen und nach dem amüsanen Ausdruck seiner Kollegen einen Schädel, der die Haare durchdringt. Ein Herr erhebt sich:

„Ich möchte doch wissen, ob wir hier noch den nächsten Geburtsstag des Kaisers abwarten sollen. Vielleicht benehmen Sie sich etwas entgegenkommender zu denen, die Sie besahen!“

„Was, Sie besahen mich?“

„Ja ich und alle diese Damen und Herren hier. Und wenn Sie uns weiter wie faule Fische behandeln, so werde ich mich über Sie beklagen. Ich kenne den Minister.“

„Den Minister? Den kennen Sie genau so, wie ich den Fürsten von Pototschקה kenne! Beklagen Sie sich rubig, ich mache mir sehr wenig daraus.“

„Tun Sie sich nur nicht so groß, Sie wissen nicht, wen Sie vor sich haben. Ich bin Marcel Gourbiffior, dramatischer Schriftsteller, und Sie sollen zeitig genug erfahren, wie es Ihnen ergehen wird!“

darunter befinden sich 134 131 Blinde, Schwerkrriegsbeschädigte, Arbeitslose usw., denen die Gehilren erlassen worden sind. Gegenüber dem zuletzt mitgeteilten Stande vom 1. Januar 1931 (3 509 509) ist hiernach eine Zunahme von 222 172 Teilnehmern oder 6,2 n. D. zu verzeichnen. Seit dem 1. April 1930 hat sich die Teilnehmerzahl um 493 285 oder 15,2 n. D. erhöht. D. H. P.

Sulzian erbebt. Von den Theaterangehen her weiß er, daß Herr Marcel Gourbiffior, ein erfolgreicher Librettist, den Text zu der amerikanischen Operette „Oh! la! la!“ geschrieben hat. Herr gott, dieser Librettist! Was er sich nun demütigen, um sich aus dieser unangenehmen Affäre zu ziehen? ... Sofort entwidelt er in seinem erinnerlichen Geist eine Kriegsliste, die seine Würde retten soll.

„Oh! Sie wollen mir Furcht einjagen! Ebenso könnte ich selbst Herr Marcel Gourbiffior sein!“

Der Herr zieht seine Brieftasche hervor, entnimmt ihr eine Karte, und indem er fünf oder sechs Leute in der Reihe überhört, hält er sie Sulzian unter die Nase und schreit ihm an: „Gib, geben Sie sich keine Mühe, mein Herr, ich bin nicht von heute und von gestern. Da kann jeder kommen und eine Wistenskarte von Herrn Gourbiffior vorzeigen. Wenn Sie wirklich dieser Herr sind, so beweisen Sie es dadurch, daß Sie mir zwei Freikarten für „Oh! la! la!“ auskreditieren.“

Bevor Herr Gourbiffior sich überwindet, es ist doch ein wenig lächerlich, einem Kerl Freikarten zu schenken, mit dem man sich soeben herumgöckelt hat. Aber da er das Publikum kennt, weiß er wohl, daß man seine ganze Popularität verliert, wenn man bei der geringsten Herausforderung zurückweicht.

„Es soll mir nicht darauf ankommen“ meint er von oben herab. „Bleibend sieben Sie daraus eine Lehre und benehmen sich in Zukunft höflicher.“

Und in seiner schönsten Schritt malt er auf die Karte: „Für Herrn“ — er unterbricht sich — „Herrn — wie bitte?“

„Sulzian“, antwortet der Postbeamte, nun ganz Zuder und Donia.

Der andere beendet den Satz: „Sulzian, zwei Partikelfesseln!“

Er reißt die Karte hin, verhält ganz, sich wieder hinten einzureihen, läßt inmitten einer heftig protestierenden Menge von Sulzian, der sich auf dem Gipfel des Glücks befindet, seinen Brief einschreiben, wendet sich kurz um und verschwindet.

Nach Schluß der Dienststunden zögert er nicht, sich einen kleinen Magenbitter und eine Partie Jaquet zu leisten. Er ist ganz rubig: Madu wird ja nun nicht mehr lange schimpfen. Und bei seinem Heimkehr läßt er sich also vernehmen:

„Oh! la! la!“ belagern. Man hat so seine Beziehungen!“

„Oh, du Güter! Du bist doch flüger als ich annehm! Dafür sollst du auch deine Belohnung haben.“

Madu strahlt. In verlebter Stimmung essen sie ihre Beber in Wipf, zwei dünne Scheiben in einer klebrigen faden Gelee. Die junge Schönheit hat sich in ein entscheidendes Schmiedelkäsechen verwandelt.

Roth werden die Kleider aufgebügelt; sorgfältig macht man Toilette und fort geht es ins Theater Casablanca, zu seinen Kunstgenüssen.

Sitzen und edlen Schritte beachtet Sulzian sich an die Kasse und zeigt voll Wichtigkeit seine Karte vor. Der Kontrolleur hat kaum einen Blick auf die ihm unbekannte Sanddrittel geworfen, als er auch schon föhrl feststellt:

„Diese Karte stammt nicht von Herrn Gourbiffior. Die Schrift ist gefälscht.“

„Wie? Was?“ schreit der arme Sulzian, der wenig komplizierten Geistes — ein ähnliches Ereignis nicht voraussehen hatte. Er benimmt sich nun ebenso wie heute das Publikum im Postbüro und muß sich jetzt leistungsfähig die Aufforderung gefallen lassen, augenblicklich seines Weges zu gehen.

Angenehme Tage waren es gerade nicht, die das Ehepaar Sulzian in der nächsten Zeit erlebte.

Und Madu wird von nun an ihr eigenes Leben leben. (Aut. Uebersetzung von Maria Michalsonff.)

Der Herr des Hafens

Roman von Robert Jacques.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Reichstraße 5. 12. (Nachdruck verboten.)

Dann hatte er ihm mitzuteilen, daß die Gilde der Gefestlofen, der Galgenritze und Strömer darauf ähnte, seine Bekanntheit offiziell zu erneuern und wegen seines forschigen Verhaltens, das zuweilen mit dem Namen des Herrn des Hafens in Zusammenhang gebracht wurde, ihm ihre Genußung, Wertschätzung und den Wunsch auszudrücken, er möge sich ungeniert als einen der Ihren betrachten. Und zum Dritten war da noch eine kleine, ganz persönliche Ursache, weshalb er so geduldig und so erträuliches Gedulde haltend, nämlich die, daß er eine rasche Liebe zu ihm gefast hatte, daß seine Brust voll zärtlicher Unablässigkeit war und seine Augen allein schon sich freuen würden, ihn wiederzusehen.

So stand er geduldig schon in der dritten Stunde da und wartete, indem er ängstlich, es könne in den Augen eines Kanuten ihm Gefahr bringen, das Loch in seinem Hosenbein verbara. Zugleich als schau er den kindischen Schwalbenspielen zu, führte er die Augen hoch im Himmel herum, um sie nur ab und zu verstoßen über das graue Effentor niederzulegen zu lassen, das wie ein ausgebliebenes Bulldoggensmaul in der Fassade des Gefängnisses lag.

Da floß auf einmal ein Lärm in der Straße auf, flatterte unmittelbar Alfons ins Herz, zum Lohn für seine Geduld und die Geduldigkeit, mit der er demittels seines harmlosen Gesichtes alle vorübergehenden Gefahren von sich abgehalten hatte. Gleich sausten seine Augen zu dem Tor. Er sah, wie es sich langsam öffnete. Nur ein ganz klein wenig, ein Spältschen... und aus diesem Spältschen schob sich zunächst ein herrlicher Wank heraus, ein dicker, umbuschter Kopf folgte und dann die stämmigen kleinen Beine und es wackelte eilig und leß auf Alfons her, unmittelbar auf ihn her... es war nicht zu glauben, so schön war es... direktweg und gerade eifrig auf ihn her.

Pietjen Verlorenkoost verließ das Hotel der Polizei in der allerbesten Laune, denn sie hatten ihm seine Kap'ere zurückgeben müssen und er fühlte: sie können dir nichts mehr anbieten. Er

hatte eine geradezu knusprige Sehnsucht nach der Tolle und ihrer Rubie im Dafen und nach dem Platz, dessen Lumpen und Knochen er durch die Häuser herüberroch, und ihm war, als ob seine Feinde in demselben Verwesungsgeruch verfaulen... Ja, nach diesem rasch geliebten kleinen Platz, wo weggeordnete Konferenzen, Fässer, Kisten und Eisenreifen ein neues und freieres Leben führten als vorher, da sie überflüssig von ihrem Inhalt, unter dem Zwang der engen Lagerräume gestanden hatten... während die Menschen glaubten, sie hätten sie für alle Zeiten erlerbt. Und der Wind umtänzelte dieses neue Dafen und hob, hart und jugendlich begnadete die kleine Wirde es mit ihren Mädchenbliden.

Eine Infel... wo Menschen und Hunde, die beimallos geworden, ein Vaterhaus fanden, das großmütig und frei war wie die Wolken.

Dann hatte er auf den linken Beinchen Alfons erreicht. „Mensch!“ sagte er zum Glück und sie gingen ohne einzuhalten weiter in die Stadt hinein und ohne es sich klar zu machen dem Dafen zu. Sie schwiegen lange Zeit, in einer innigen Rührung aneinander gefangen.

Schließlich brach Alfons das Schweigen. „Allo,“ begann er, „dat is pure Wahrheit. Du bis 'n richtiger Captain!“

„Von die „Buenaventura“, antwortete Pietjen stols.

Darauf schwiegen sie wieder, schritten weiter und die Menschen drehten sich her, weil sie sich so lächerlich glichen und in der Verdopplung der Keckheit dieser zwei dicken Köpfe, dieser zwei malitösen Rassen und dieser zwei kurzen Beinpaare die beste Gelegenheit zu lachen sahen.

Nach einer Weile sprach Emme Remme genustreich vor sich hin: „Captain von die „Bonomanturus“!“

„Buenaventura“ heißt dat doch!“ verbesserte Pietjen.

„Ich weiß dat wohl,“ antwortete still Emme Remme. „Wenn du willst, kann ich dir sagen, wie das in unserer Sprache heißt, von wegen, daß ich in der Schule dat einmal lernen mußte. Ich könnte mir in einem feidenen Pudel schlafen legen von wegen, daß nämlich, was Wadern is, er lo ein Schloß besitzt. Aber es schäft sich schöner in der Rubie unterm Zampian. Weße deshalb nämlich ich und mit dein' Zampian... dat, wie ich es sage, kinnat schöner...“

Da schwiege Pietjen.

Aber Emme Remme wollte konversieren. „Und dein „Bonomanturus“... untergegangen, wie?“

„Ja, er ist untergegangen,“ antwortete Verlorenkoost. „Mit Mann und Maus. Aber ich habe mir gerettet.“

„Wat id jeh!“

„Jamoll.“

Als und zu derartige grundlegende Mitteilungen äuernd, schritten sie fürder und gelangten an den Hafen, fühlten sich beide heimlicher und geborgen vor einer Gefahr, die sie nicht hätten beim Namen nennen können, die aber in der Luft der Stadtstrahlen stand und drohend gehalten mit jedem Fremden, den ihr Weg streifte, auf sie zukam. Das Wesen dieser unsichtbaren Gefahr mochte für Verlorenkoost ein anderes sein als für Emme Remme, aber sie empfanden beide mit dem Uebertritt aus der leeren Straße ins Reich des Hafens die Luft reiner, leichter und vorausetzungsloser.

So waren sie allmählich zu dem Platz mit der Tolle gekommen. Wie Emme Remme die Tolle sah, sagte er fromm und still: „Der Zampian.“

„Jamoll!“ antwortete Pietjen, als ob er Amen sagen wollte.

Sie betreten ihr Loch und Emme Remme buddelte den Eingang aus dem Sand, den er, seit der Nacht, die sie gemeinsam zur Polizei geführt, nicht angerührt hatte. Sein Inhalt wiegte sie beide in einen Zustand glücklicher Voraussetzungslosigkeit, in dem sie die Wiedererreichung nach dem Abenteuer feierten, das wenigstens nach Emme Remmes Meinung und Erfahrung viel anders hätte ausfallen können.

Nachmittags kamen dann die Berren, deren Bekanntheit Pietjen Verlorenkoost bei der Kasia gemacht hatte. Sie krochen nun aus dem Schloß heraus, denn so viel Platz war doch nicht drin, und setzten sich auf sein Dach.

Ein junger Mensch von gesundem Aussehen drängte sich vor und schaute Pietjen Verlorenkoost an. Neben ihm stand aber ein älterer maecrer Mann. Er trug einen Anzug, der vor Zeiten einmal dunkelblau gewesen und einem gewichtigen Menschen auf mocht habende Körnerfülle bebaut worden war. Um den Hals hatte er kunstvoll eine ganz neue, recht farbige Kramatke geschlungen, aber zweifellos in der Aufregung über den wichtigen Augenblick des Antrittsbedarfs bei einer so bedeutenden Persönlichkeit, wie es der Captain von die „Bonomanturus“ war, vergaßen, sie mit einem Kragen zu unterlegen und von der schneeigen Weisse einer Hemdenbrust als einem richtigen Hintergrund abzulenken zu lassen. So daß der hunte Stoffkragen wie hilflos die nackte Sonnengegerbte Haut des faltigen Halses umflana.

„Herr Captain von die „Bonomanturus!“ rebete dieser hüßliche Mann. „Nichts für ungut, und daß wir nicht fäden wollen...“

„Wat id jeh!“

(Fortsetzung folgt.)